

Simone Schinz: Sitte, Moral, Anstand und das Phänomen Öffentliche Meinung im England des 18. Jahrhunderts

Remscheid: Gardez! Verlag 2004, 428 S., ISBN 3-89796-143-1, € 34,95

Wie lässt sich das Phänomen der öffentlichen Meinung adäquat beschreiben? Diese Frage liegt der Studie von Simone Schinz zugrunde. Das Problem der Publikation besteht jedoch darin, um dies gleich vorwegzunehmen, dass Schinz bereits eine Antwort auf diese Frage hat. Es soll also nicht etwa oben stehende Frage geklärt, sondern vielmehr der Leser über den wahren Charakter der öffentlichen Meinung aufgeklärt werden.

Entstanden ist die Studie aus einem Dissertationsprojekt, das im Umfeld der Mainzer Kommunikationswissenschaft und durch das Institut für Demoskopie Allensbach gefördert wurde. Da es hierbei darum geht, die Leserschaft belehren und sie der Wahrheit ein Stückchen näher zu bringen, dürfte klar sein, welches Konzept öffentlicher Meinung auf der Seite des Wahren, Schönen und Guten steht: das sozialpsychologische Integrationskonzept, das nicht zuletzt den theoretischen Rahmen für die Schweigespirale Elisabeth Noelle-Neumanns bildet. Ohne das Falsche ist aber die Wahrheit nichts wert und so wird im einführenden Theoriekapitel zunächst einmal der große Gegenspieler der Wahrheit aufgebaut: das von Schinz so genannte ‚Elitekonzept‘ der öffentlichen Meinung. Den geistigen Urvater jenes ‚Elitekonzeptes‘ sieht die Autorin in Jürgen Habermas und dessen angegrauter Schrift zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1961). An dieser Stelle mag man Habermas schon fast bedauern, wenn man sich vor Augen hält, in wie vielen historischen, soziologischen und politikwissenschaftlichen Arbeiten sein Strukturwandel schon ‚widerlegt‘ wurde. Man möchte meinen, der Fall sei bereits ad acta gelegt. Mitnichten: Nun muss er auch noch einmal für die Studie von Simone Schinz herhalten.

Die Autorin müht sich an ihrem Thema leidlich ab. Auf etwa 340 Seiten wird versucht, den Leser davon zu überzeugen, dass das sozialpsychologische Integrationsmodell den besten und umfassendsten Ansatz für die Beschreibung des Phänomens ‚öffentliche Meinung‘ bietet. Gegenstand der Untersuchung ist das England nach der Glorious Revolution bis zur historischen Zäsur der französischen Revolution. Es soll gezeigt werden, dass die öffentliche Meinung zwar Herr-

schaftshandeln kontrollierte; dies aber geschah eben nicht auf der von Habermas behaupteten Grundlage rationaler Kritik. Herrschaftshandeln, so die These der Autorin, unterlag einer moralisch kodierten Kritik. Diese stellte eine Form sozialer Kontrolle dar, die alle Mitglieder der Gesellschaft an einen bestimmten Wertekanon zu binden suchte, um Handlungshorizonte einerseits erwartbar zu gestalten und andererseits die Gesellschaft durch die regelmäßige Aktualisierung der Geltung gemeinsamer Werte zu integrieren.

Der Einleitung zur Theorie folgen drei große Abschnitte. Zunächst wird die Veränderung der Öffentlichkeit nach der Glorious Revolution dargestellt. Im Anschluss daran folgt der Hauptteil der Arbeit. Hier wird in vier Unterkapiteln die Rolle der öffentlichen Meinung im England des frühen 18. Jahrhunderts dargestellt. Schinz' These findet in diesem Teil der Arbeit auf den ersten Blick ihre stärkste Stütze. So wird gezeigt, dass im öffentlichen Diskurs über das Herrschaftshandeln in der Tat moralisch durchsetzte Kritik an den Akteuren des politischen Betriebs geübt wurde. An vielen Beispielen wird deutlich, dass sich die Exponenten der Whigs und Tories zahlreichen Angriffen der Gegenseite ausgesetzt sahen. Sie unterstellten sich jeweils wechselseitig, die ‚Ancient Constitution‘ Englands und damit den soziomoralischen Wertekanon jener traditionell bewährten gemeinschaftlichen Übereinkünfte des Königreiches zerstören zu wollen. Was die Autorin aber übersieht, ist die Frage nach den strukturellen Bedingungen des Diskurses. Mögen auch noch so viele moralische Argumente gegen die an der Macht befindliche Partei vorgetragen werden: Allein Behauptungen, Herrschaftshandeln sei wahlweise schlecht, böse oder verdammenswert, trugen auch im England des 18. Jahrhunderts nicht. Diese Behauptungen bedurften einer Begründung. Auch die Einsicht in das gute, wahre und richtige Handeln setzte voraus, andere Diskursteilnehmer von der eigenen Position zu überzeugen. Und dies geschah durch Argumente, die in einem logischen Zusammenhang vorgetragen werden mussten, um überzeugen zu können. Warum sonst leisteten sich Tories und Whigs Starjournalisten wie Jonathan Swift und Daniel Defoe? Auch moralische Kritik wirkt nicht durch sich selbst, sondern muss als zutreffend begründet werden. Gebildete und wortgewandte Personen wie Swift und Defoe waren befähigt, nicht nur zu behaupten, dass sich eine Handlung nicht in Übereinstimmung mit dem soziomoralischen Wertekanon befand, sondern vor allem auch darzulegen warum. So mochte zwar – was Schinz detailliert beschreibt – der Kampf um die öffentliche Meinung von moralischen Argumenten bestimmt sein. Diese sind aber nicht von einer Plausibilitätsprüfung entbunden.

Den letzten Teil der Arbeit widmet die Autorin philosophischen Reflexionen von David Hume und Adam Smith über den Charakter der öffentlichen Meinung. Zielbestimmend ist hier der Versuch, anhand der Schriften der Philosophen aufzuzeigen, dass sich schon die Zeitgenossen im England des 18. Jahrhunderts über die moralische Dimension der öffentlichen Meinung bewusst waren. Es ist vor allem die oberflächliche Kürze dieses letzten Teils der Arbeit (fünf zeitgenössische

Autoren plus ein Exkurs zu Bernard Mandeville auf weniger als 40 Seiten), der die Frage aufkommen lässt, warum er überhaupt Eingang in dieselbe gefunden hat.

Über diese inhaltliche Kritik hinaus erschweren formale Nachlässigkeiten den Zugang. Zunächst einmal zeigt die Gliederung Mängel, wenn auf die Gliederungspunkte 2.2.1. kein 2.2.2. und 6.1.1. kein 6.1.2. folgt. Zudem hätte ein gründliches Lektorat dem Manuskript an einigen Stellen sicherlich gut getan. So weist der Text hin und wieder Formulierungsschwächen auf. Dies zeigt beispielsweise folgendes Zitat: „Natürlich erwartete man untadeliges tugendhaftes Benehmen von einem Gentleman. Dafür konnte er gesellschaftliche Achtungen hatte. Frauen mußten andere Tugenden besitzen als Männer. Respekt erwarten.“ (S.327) Aha! Oder gar eine tautologische Textstruktur, die dem Muster folgt: 1. eine eigene These aufstellen, 2. diese These in einer englischsprachigen Quelle finden und zitieren und anschließend 3. den Inhalt der Quelle noch einmal in deutscher Sprache paraphrasieren. (Vgl. S.204-207) Gerade die Paraphrasierung englischsprachiger Zitate ist in einer wissenschaftlichen Arbeit nicht notwendig, es hält nur auf und stört den Lesefluss. Andererseits aber könnte man dies auch als besonderen Service für den Leser verstehen.

Steven Schäller (Dresden)

Hinweise

Brauer, Gernot: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Ein Handbuch. Praxis IR, Bd. 1, Konstanz 2005, 730 S., ISBN 3-89669-472-3

Kohring, Matthias: Vertrauen in Journalismus. Theorie und Empirie. Konstanz 2004, 301 S., ISBN 3-89669-442-1

Lünenborg, Margret: Journalismus als kultureller Prozess. Wiesbaden 2005, 259 S., ISBN 3-531-14462-6

Overbeck, Peter (Hg.): Musikjournalismus. Praktischer Journalismus. Bd. 59, Konstanz 2005, 366 S., ISBN 3-89669-422-7

Umlauf, Konrad: Moderne Buchkunde. Bücher in Bibliotheken und im Buchhandel heute. Bibliotheksarbeit, Bd. 2, 2., aktualisierte und neu gefasste Auflage, Wiesbaden 2005, 191 S., ISBN 3-447-04176-5

Weischenberg, Siegfried, Hans J. Kleinsteuber, Bernhard Pörksen (Hg.): Handbuch Journalismus und Medien. Praktischer Journalismus, Bd. 60, Konstanz 2005, 500 S., ISBN 3-89669-429-4